

zum Vorwurf gemacht (4). Ebenso schlecht behandelte ihn die Einwanderungsbehörde, die ihn als feindlichen Ausländer klassifizierte und während der Kriegsjahre seine Bewegungsfreiheit drastisch beschränkte, was den Kontakt mit der amerikanischen Soziologiewelt behinderte. Aber – und hier hätten Oakes und Vidich gut daran getan, eine vergleichende Perspektive zu wählen – im Gegensatz zu vielen gleichaltrigen und statusähnlichen Emigranten war es Gerth innerhalb kurzer Zeit gelungen, an einer reputierlichen Universität eine Stelle zu erlangen. Unzutreffenderweise vermitteln Oakes und Vidich mehrfach den Eindruck, die University of Wisconsin sei tiefe Provinz gewesen. Wahr ist hingegen, dass diese Universität nicht nur in der damaligen Zeit eine der führenden soziologischen Ausbildungsstätten war: In den 30er Jahren lag Wisconsin – nach Chicago und Columbia und noch vor Harvard – an dritter Stelle (gemessen an der Zahl der Dissertanten). Für jemanden, der gerne fortgeschrittene Studenten unterrichtete, war das also kein schlechter Platz. Und für jemanden, dessen Publikationsliste ihn durchaus als unprofilierten Immigranten auszeichnete, war die Erlangung einer Stelle an einer derartigen Universität ein außergewöhnlicher Glücksfall. Im Argumentationszusammenhang dieses Buches ist noch wichtiger, dass dies nicht Ergebnis eigener Leistung sein konnte. (Letzteres gilt übrigens sinngemäß auch für die Einleitung zum Weber Buch, das sich eng an die Biografie Marianne Webers anlehnt.)

Andere Emigranten mussten sich mit weitaus schlechteren Jobs zufrieden geben. „Being an assistant professor at a state university“ (133), wie es in dem Kapitel, das „Hard Times in America“ überschrieben ist, abschätzig heißt, ist irreführend, wenn man nicht auf den weiteren Kontext eingeht.

In den Akten der bedeutendsten Hilfsorganisation für akademische Hitlerflüchtlinge, dem Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars, das seinen Sitz in New York hatte, befinden sich einige aufschlussreiche Dokumente zur Karriere Gerths. Demnach hatte er schon im Herbst 1933 – noch vor Abschluss seines Studiums in Frankfurt – versucht, außerhalb Deutschlands eine Gelegenheit zu finden, seine wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen. Sein ehemaliger Lehrer Karl Mannheim – dessen „assistant“ (3) übrigens Gerth nie war – hatte für ihn ein geradezu hymnisches Empfehlungsschreiben verfasst. Ein Jahr später schrieb er nochmals zu seinen Gunsten, und das Gleiche taten ebenso lobend Adolph Lowe, Alfred von Martin und Rudolf Heberle. Gerths Versuch, von Deutschland aus das Londoner Academic Assistance Council

und die Rockefeller Foundation für eine Studie über das „fascist thought in connection with the social history of the main groups of fascist intellectuals“ zu interessieren, blieb erfolglos – und Gerth wohl auch deswegen weiterhin in Deutschland. Das war keineswegs ungewöhnlich. Als Nichtjude war Gerth deutlich weniger bedroht; auch andere Gegner und Opfer der Nazis sicherten sich, wenn irgend möglich, zuerst eine Beschäftigung im Ausland, bevor sie den Schritt ins Exil taten (wzu Einwanderungsbestimmungen geradezu nötigten). Gerth konnte wohl nicht wissen, dass das AAC und die Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland in London nicht nur eng zusammen arbeiteten, sondern auch penibel Personalakten führten, um jemanden zu vermitteln, wann immer sich eine Chance bot.

Im August 1937 eröffnete sich die Möglichkeit einer Stelle für einen Soziologen und Anthropologen an einer Universität im „Westen“ der USA und die Notgemeinschaft hatte „nur zwei Kandidaten zur Verfügung“: „Dr. Gerth and Dr. Elias, both of whom and especially Gerth, are on the highest degree recommendable“. In einem weiteren Schreiben heißt es dann, dass „generally speaking, he (i.e. Elias) comes after Gerth in rank“. Unzweifelhaft fanden die früheren Empfehlungsschreiben und das Fehlen vergleichbar lobender Äusserungen zu Gunsten von Elias hier ihren Niederschlag. Mit einem weiteren Empfehlungsschreiben der Notgemeinschaft, in welchem wiederum auf die Fürsprache Mannheims hingewiesen wurde, fuhr der gerade aus Berlin geflüchtete Gerth Ende 1937 nach New York. Wenig später bekam er eine Stelle an einer Universität im Mittelwesten, eben in Wisconsin.

Zwischen Mills und Gerth entwickelte sich offenbar rasch eine enge persönliche Beziehung; ob diese von Seiten des aus Deutschland Geflüchteten wirklich nach dem deutschen Ordinariermodell gestaltet wurde, wie das in dem Hinweis auf die Rolle des „Doktorvater“ (135) nahe gelegt wird, kann ich nicht entscheiden; vor dem Hintergrund von Gerths deutscher Karriere wäre es allerdings ein ungewöhnlicher Kulturtransfer gewesen, da er vor Wisconsin an keiner Universität eine Stelle hatte.

Emigrierte Alterskollegen von Gerth pflegten derartige Attitüden jedenfalls selten. Hatten sie doch alle vor ihrer Emigration zwar ein Studium abgeschlossen und manche erste Berufserfahrungen gesammelt, waren aber noch nicht so weit in der akademischen Karriereleiter aufgestiegen, dass sie mit überzogenen Ansprüchen in die akademische Welt der USA eintraten.

Oakes und Vidich ist zugute zu halten, dass die von ihnen erzählte Geschichte auch ohne ihre Moral lesbar ist, was vor allem hinsichtlich der weiteren Zusammenarbeit zwischen Gerth und Mills von Bedeutung ist. Nach dem Erfolg des Weber-Bandes überredet Mills den zögernden Gerth, ein geplantes Lehrbuch der Sozialpsychologie, für das er mit einem Provinzverlag einen Vertrag abgeschlossen hat, zu einem prominenten Verlagshaus zu transferieren. (Offenkundig sind die beiden Nachlässe zu diesem Thema sehr ergiebig, sachlich spricht nicht sehr viel dafür, dieser Episode so viel Raum zu widmen.) Gerth spielt mit und überlässt dann auch noch seine Skizzen und Entwürfe Mills zur Endredaktion. Auch Character and Social Structure wird ein Erfolg und später sogar ins Deutsche übersetzt. Unabhängig von dieser Zusammenarbeit gelangt Mills in den 50er Jahren zu Ruhm und Ansehen und der weiterhin in der Provinz sitzende Gerth (jedenfalls scheint er sich so gesehen zu haben) wird immer mehr zum Juniorautor des Stars. Auch das ist nicht besonders überraschend. Das Publikum weiß selten über die Details der Arbeitsteilung eines Autorenduos Bescheid und assoziiert gemeinsam geschriebene Bücher meistens mit dem Namen des Bekannteren. Dass solches den „übergangenen“ Autor kränkt, kann man verstehen, aber daraus eine These zu machen, die den einen als den Bösen und den anderen als das verkannte Genie darstellt, überspannt den Bogen. Um es zu wiederholen und zu unterstreichen: Das Buch ist im Detail aufschlussreich und lesenswert, aber es wäre besser gewesen, Oakes und Vidich hätten sich in ihren moralisierenden Urteilen (die sie auch nicht näher begründen) stärker zurückgehalten, vielleicht wären dann sogar mehr ihrer Leser gewillt, ihre Botschaft zu hören.

Christian Fleck

*

Andrew Abbott: Department and Discipline: Chicago Sociology at One Hundred, Chicago: The University of Chicago Press 1999. 249 Seiten. ISBN 0-226-00099-0, Preis: US \$ 17,- (paperback); ISBN 0-226-00098-2, Preis: US \$ 45,- (hardcover).

1995 erschien der hunderste Jahrgang des American Journal of Sociology. Das Jubiläum ging bemerkenswerterweise ohne großen Rückblick über die Bühne. Nun liegt, was damals nicht veröffentlicht wurde, als Monographie vor. Frühere Versionen waren den Herausgebern des AJS, wie Abbott im Vorwort mitteilt, zu lang und stießen auch deshalb auf wenig Gegenliebe, weil sie –

man traut seinen Augen nicht: – keine formale Theorie und keinen Hypothesenrest enthielten. Die Metamorphose des traditionsreichen „Journals“ in ein engstirniges, rigides Unternehmen, das seine eigene Geschichte und die der Disziplin, die es an vorderster Stelle mitgestaltet hatte, nicht mehr des Nachdenkens für wert findet, hätte besser nicht auf den Punkt gebracht werden können. Abbotts erweiterte Version des historischen Rückblicks auf 100 Jahre AJS liefert in Form einer „analytischen“ Geschichtsschreibung die Erklärung für diese Entwicklung nach.

Auf 30 Seiten gibt Abbott eingangs einen Überblick über die Historiographie der Chicagoer Schule. In selten anzutreffender Dichte der Darstellung demonstriert er neben der nahezu vollständigen Berücksichtigung der Sekundärliteratur zweierlei: Was als „Chicagoer Schule“ in die Literatur eingegangen ist, unterscheidet sich deutlich vom Selbstverständnis derer, die zu verschiedenen Zeiten an diesem Department lehrten, und was für den spezifischen Stil dieser Schule gehalten wird, war und ist immer nur ein Teil dessen, was dort getan wurde. Zweitens argumentiert Abbott ziemlich überzeugend, dass die Geschichtsschreibung über diese Schule selbst eine „natural history of traditions of historical writing“ darstelle: Auf die Phase der colligation folge die consolidation, wo die leitenden Interpretationen der Geschichte produziert werden, die in einer dritte Etappe von verschiedenen Blickwinkeln her wiederum in Frage gestellt würden und so das in der erste Etappe definierte Objekt quasi wieder auflöse.

Das zweite Kapitel, das Abbott gemeinsam mit Emanuel Gaziano schrieb und das 1995 in dem von G. A. Fine edierten Band über die zweite Chicagoer Schule bereits veröffentlicht wurde, behandelt die Jahre 1945 bis 1960 und schildert die Entwicklung des Departments, seines Lehrkörpers, die Spannungen mit der Universitätsleitung, die internen Querelen und die verschiedenen Anläufe zur Wiedererlangung des ersten Platzes in der amerikanischen Soziologie. Dank des Zugangs zu den umfangreichen Nachlässen der meisten Protagonisten dieser Periode, die auch Protokolle einer Selbstfindungsdebatte des Department enthielten und ergänzt durch einige Auskünfte von Zeitzeugen, zeichnen die beiden Autoren ein facettenreiches Bild eines Transformationsprozesses eines Departments, das versuchte, sich seine eigene Geschichte zu vergegenwärtigen, während es zugleich durch das Abtreten der Älteren und die Berufung Jüngerer von anderen Universitäten seine charakteristischen Eigenheiten verlor. Chicagoer Soziologie wurde währenddessen zu einer historischen Größe mit all

den Mehrdeutigkeiten, die dieser Ausdruck nahe legt.

In den folgenden vier Kapiteln schildert Abbott, auch hier wiederum gestützt auf umfangreiches Archivmaterial, die Geschichte des Journals. In den ersten 30 Jahren erfuhr es die verschiedensten Wandlungen, deren wichtigste wohl die schrittweise Entfernung von der anfänglichen religiösen Ausrichtung war – Abbott meint, das frühere AJS hätte wohl besser *Journal for Applied Theology* heißen sollen –, aber dank der unermüdlichen Hingabe seines Gründers Albion W. Small überlebte es ökonomische und intellektuelle Krisen. Es blieb aber *Small's Journal*, mit all seinen Vorlieben – einschließlich seiner Germanophilie, dank derer Gumpowicz, Ratzehofer und Simmel dem amerikanischen Publikum nahe gebracht wurden –, seiner Zähigkeit, Kollegen zur Ablieferung von Artikeln zu überreden und seinem Geschick, der University of Chicago Press das ständige Defizit als notwendiges Investment in das Marketing Chicagos schmackhaft zu machen. Der gewichtigste Erfolg des frühen Journals scheint mir aber darin zu bestehen, dass seine bloße Existenz die mit ihm verbundenen Autoren zwang, sich über das namengebende Gebilde klarer zu werden. Blättert man in den frühen Jahrgängen, fällt auf, dass ab ungefähr 1910 die amerikanischen Soziologen sich der Umriss ihrer Disziplin sicher zu werden und sich von der europäischen Hegemonie zu lösen begannen (Small berichtet seinem amerikanischen Publikum mit zunehmender Herablassung im Ton von europäischen Neuerscheinungen, beispielsweise über Durkheims *Année Sociologique*).

In der darauffolgenden Periode von Ende der 1920er Jahre bis zum Beginn der 50er war das Journal ein kollektives Unternehmen des Departments und überlebte selbst heftigste Attacken von außen, wie die Gründung des *American Sociological Review* 1936, die dem Journal nicht nur Leser, sondern vor allem Autoren und die enge Bindung an die ASA abspenstig machte. Der Stil war hochgradig partikularistisch, informell und manchmal chaotisch, aber Burgess, Blumer, Wirth, Hughes & Co. – nahezu alle Absolventen des Chicagoer Department – dachten wohl gar nicht an die Möglichkeit, das Journal nicht weiterzuführen; es war zur Institution geworden. Mit der „Impllosion“ des Departments Anfang der 50er Jahre traten ins Department neue Köpfe ein, und sie änderten auch die Herausgeberschaft des Journals. An die Stelle eines amorphen Kollektivs trat ein Herausgeber – Everett Hughes übergab nach hinhaltenem Widerstand und gegen seine Überzeugung die Herausgeberschaft an Peter Rossi. Unter seiner Führung

wurde das Journal endgültig professionalisiert: Anonyme Begutachtung anonymer Aufsätze, Formalisierung der Einreichung und Ablehnung, Beschleunigung des ganzen Prozesses, Eliminierung des Mitteilungsteils – in gewisser Weise also eine Bürokratisierung des Entscheidungs- und Herstellungsprozesses. Während Hughes und seine Gattin Helen McGill Hughes das Journal, wie Abbott schreibt, gentleman-like leiteten, auf den Stil großen Wert legten, lieber originelle statt abgesicherterer Aufsätze akzeptierten und mit den Autoren höflich verkehrten, dachten Rossi und seine Nachfolger in formaleren Kategorien: Die Korrektheit des Berichteten stand an erster Stelle, der Stil oder generell die Attraktivität spielten keine Rolle mehr, Ablehnungen wurden begründet – und vertrieben, wie von den Hughes prophezeit, „gute“ Autoren. Ende der 60er Jahre kehrte noch einmal die breitere, am Publikum orientierte Ausrichtung kurz zurück, aber das war nur ein kurzes Zwischenspiel hin zu dem, was Abbott „The AJS in Modern Form“ nennt. So wenig Abbott das heutige Journal gefällt – „I put my AJS directly on the shelf without reading it“ – so empathisch schildert er die Probleme heutiger Herausgeber: Junge Autoren müssen irgendwas in einer hochrangigen, durch den impact factor gemessenen Zeitschrift unterbringen, wollen sie ihre Karriere erfolgreich betreiben, und was wir bekommen; ist im Wortsinn peer review. Die explosionsartige Zunahme der Zahl der Soziologen überschwemmt nicht nur das AJS, sondern auch die anderen paar Elitezeitschriften mit Artikeln jener, die – im US-System – tenure erreichen wollen. Während vor 50 Jahren im Jahreschnitt nicht mehr als 30 tenure Fälle pro Jahr zur Entscheidung anstanden, sind es heute rund 300. Die Zahl der zur Verfügung stehenden Zeitschriftenseiten sei hingegen höchstens um das Fünffache angestiegen, während es heute anders als vor 50 Jahren auch nicht ausreicht, nur einen Aufsatz in einer Elitezeitschrift veröffentlicht zu haben.

Auf das abschließende Kapitel, in dem Abbott versucht, seine eigene, den klassischen Chicagoer Ansatz fortführende Theorie zu skizzieren, kann hier nicht eingegangen werden. Die 30 Seiten dieses Kapitels über die räumliche und zeitliche Situiertheit aller sozialen Phänomene sind wohl auch zu konzentriert vorgetragen und im Unterschied zum Rest des Buches keine leichte Lektüre.

Die sechs historischen Kapitel sind vom Besten, was Soziologen produzieren können, wenn sie sich mit der Geschichte ihres Faches auseinandersetzen. Abbott verliert sich nie in Details und berichtet doch jede Menge einsichtsvoller

Episoden, charakterisiert die Akteure auch als Personen, er räumt persönliche Affinität – oder deren Gegenteil – zwischen Kollegen die Bedeutung ein, die ihr zukommt, und übersieht über all diesen Details nicht die strukturellen Determinanten, die beispielsweise Herausgeber von Elitezeitschriften dazu bringen, zuerst einen Artikel in Auftrag zu geben und ihn dann doch nicht abzudrucken. Wenn es stimmt, dass allerdings

die meisten Kollegen wie Abbott ihr AJS nur archivieren, dann wäre die nicht beabsichtigte Folge dieser Ablehnung möglicherweise die, dass das, was Abbott zu erzählen und zu sagen hat, in einem Buch auch ein breiteres Publikum findet.

Wer an der Geschichte – nicht nur – des Chicagoer Departments und seines Journals interessiert ist, dem sei dieses Buch wärmstens empfohlen.

Christian Fleck